

18]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Drei Buben stecken die Köpfe zusammen. Sechs Augen blinken und lichern — sechs Lippen glühen und werden feucht. Ein Herz ist wach geworden — eine Blüte streckt sich aus der Knospenhülle hervor und blickt in die Welt — in die lachende, träumende, schwärmende, glückliche Welt.

„Die Schwarze Emilie!“ — sie hatten sich fest umschlungen die dreie, und der größte erzählt. Er hat sie getroffen an Seiberts Garten — er hat ihr die Hand gedrückt — er hat sie wieder getroffen, wieder getroffen, wieder getroffen. Er hat ihr Weischen gepflückt in den Wiesen.

Es klingt, es singt. Helle Füße durch das grüne Gras. Und wenn der Abend kommt — und der Mond scheint — oder besser noch — wenn der Mond hinter den Wolken sich verbirgt — dann treffen sie sich.

„Sie steht hinter Seiberts Hollerbaum und erwartet mich!“

„Und Du hast sie schon geküßt?“

„Geküßt? Aff! Auf den Mund! Mitten auf den Mund!“

„Und sie Dich?“

„Und sie mich!“

„Bravo!“

„Bravo! — hätt dabei sein mögen.“

Zwei stoßen heimlich einander an. Ein bißchen Spott zwinkert in ihren Augen — ein bißchen Neid — ein bißchen Unverständnis bleibt auf ihren Stirnen wie ein Schatten. Aber der Größte merkt's nicht, er erzählt noch.

Die andern lichern.

„Ihr seid Esel — Affen seid Ihr!“

„Pst,“ sagt der Bruder, „wenn Du frech wirst, sag ich's, warum Du jeden Abend noch im Feld herumstreichen gehst und so spät heimkommst. Und schon zweimal übers Türchen gestiegen bist. Gest, da hast Du Courage. Aber sonst bist Du ein Hasenfuß.“

„Still,“ beschwichtigt der Philipp, „ich hab mein Ehrenwort gegeben. Du bist still, Otto, und darfst nichts verraten. Freund Fränzchen, Du darfst Dich nicht abschrecken lassen. Wer lieben will, muß kämpfen. Das ist der schönste Gewinn der Liebe, der Kampf. Sieh es bei Schiller. Der Jüngling reißt zum Manne. Wir verraten nichts, wir stehen Dir bei. Das ist ja die Freundschaft, daß sich einer auf den andern verlassen kann. Hand hoch, Otto! In aller Not und Gefahr, wir halten treu zusammen! Das ist unser Rüttschwur!“

Der Abend ging über die Wiesen und wehte seine Wolken über das Selztal hin. Und den drei Jungen war's eine tiefe Stimmung und eine heilige feierliche Stimmung. Sie schwuren einander die Treue im Liebesabenteuer des ältesten Freundes.

„Emilie!“ sagte der Philipp.

Und „Emilie!“ besiegelten die anderen den Schwur.

Dann gingen sie Arm in Arm die Wiesen hin, immer tiefer hinein, bis da, wo das Wehr der Selz mächtig rauschte. Da waren sie allein — und das Rauschen des Wassers verhallte ihr Lied:

„Rund-, Rund-, Rundgesang und Gerstenjaß
Lieben wir ja alle,
Darum faust mit Jugendkraft
Schäumende Potale —
Bruder deine Liebste heißt?“

„Emilie!“

„Emilie, sie soll leben, soll leben, soll leben! Emilie lebe hoch!!!“

Und Arm in Arm, von einer großen Lat erfüllt, kehrten sie heim, nach der Eulennühle zu.

Dem Philipp aber war es auf dem Heimweg, als Küsse und Licherte es in allen Büschen, und als flüsterte der Wind nur den einen Namen, den Namen von der Liebsten seines Freundes, und als sei der Abend von warmen Wundern erfüllt, die ihn hoben und trugen, gleichwie der Abendwind die Wolken trägt und über die ganze Welt mit ihnen hinsfährt.

Dann kroch's ihm hart ans Herz und bedrückte ihm die Brust. Er würgte und schluckte daran. Die Tränen wollten ihm in die Augen schießen — er biß sich auf die Zähne. Und dann fühlte er sich so allein und unglücklich, und fühlte so sein Armsein und Geringssein und kam ordentlich feindlich zu Hause an.

Aber die rauhe Stimme riß ihn aus allen Verschwömenheiten heraus, und er machte sich tapfer an seine Arbeit.

Der kleine Herz kannte nichts anderes als arbeiten. Er lag dem Philipp beständig in den Ohren, in das Gymnasium überzutreten.

„Du kannst dann werden, was Du willst. Die Welt steht Dir offen. Was kannst Du aber mit Deiner Realschule anfangen? Nichts. Wenn Du nicht Schullehrer wirst, kannst Du Weinreisender werden. Schullehrer ist nichts, und zum Weinreisenden taugst Du nicht. Willst Du ein Parfümeriehengst werden und nach Seifen stinken? So viel Respekt wirst Du doch noch vor Dir haben, daß Du das nicht werden willst. Nun, was denn?“

Wenn alle im Coupé lärmten, saß das kleine Herzchen in einer Ecke und las. Er studierte immer. Er wußte alles — aber er sagte nie etwas. Er sprach nur mit dem Philipp. Den bekam er bald ganz in seine Gewalt. Der Philipp sah in der Ecke bei ihm und lernte mit ihm. Der kleine Herz lehrte ihn Latein und Griechisch.

„Wenn Du im Anfang ein bißchen zurück bist, das tut nichts. Dafür bist Du in Mathematik und Naturwissenschaft vor. Zwei Jahre hab ich noch, da kann ich Dir immer nachhelfen, wenn's fehlen sollte.“

Der kleine hinkende Jude hatte etwas Merkwürdiges; wenn er etwas erklärte, war er wie ein Mann. Man mußte ihm folgen und aufmerken. Er verschwendete kein Wort. Und er beanspruchte nie etwas für sich. Was er tat und gab, tat und gab er in purer Freudigkeit. Er war wohl dem Philipp dankbar, daß er ihn beachtete und sein Freund blieb. Niemand beachtete ihn. Er war zu klein und unansehnlich, ärmlich gekleidet, hinkend — aber der Brimus der Klasse. Das ärgerte die meisten Gymnasiasten noch besonders.

Zwei Jahre, jeden Tag die dreiviertel Stunden Fahrzeit, und morgens im Wartesaal noch eine Viertelstunde vor dem Schulgang, arbeitete der kleine Herz mit dem Philipp Latein und Griechisch. Und dann sagte der Philipp eines Tages zu seiner Mutter:

„Mutter, ich tret jetzt ins Gymnasium über.“

„Wach, was Du willst — aber Du bist verrückt.“

„Es ist gescheiter so.“

„Zum Weiterstudieren haben wir aber kein Geld.“

„Wenn ich mit dem Gymnasium fertig bin, kann ich auch Lehrer werden, wenn's sein muß.“

„Meinetwegen, mach, was Du willst.“

Dann hatte der kleine Herz seinen stolzesten Tag. Sein Schüler Philipp Kaiser kam in die Obersekunda des Gymnasiums und hatte die Aufnahmeprüfung gut bestanden. Es war ein großer Tag. Die beiden blieben zum letzten Zuge in Mainz. Sie fuhren nach Biebrich und aßen da in einer Wirtschaft am Rhein zu Abend, dann rauchten sie Zigaretten und fuhren mit dem Boot zurück. Der kleine Herz war Unterprimaner, der Philipp Obersekundaner, ganz wie es der Herz ausgerechnet hatte, und sie waren beide sehr froh und stolz. Der Philipp hatte durch die Herbstklasse noch dazu ein halbes Jahr gewonnen — so konnte er ein Federchen in die Luft blasen.

„Was wirst Du einmal, Herzchen?“

„Was ich werde — frag mich nicht! Ich weiß es nicht. Judenlehrer nicht — ich könnte nicht schächten — Rechtsanwalt — reichen vielleicht die Mittel nicht, und ich bin auch zu unansehnlich dazu — Arzt ist mir gegen die Natur — ich muß es wohl einmal mit der Schriftstellerei versuchen. Das ist das einzige, das mir nicht ganz verschlossen ist. Dann könnte ich vielleicht auch verdienen und dabei weiter studieren. Wir sind ja so arm — und ich habe noch sechs jüngere Geschwister.“

Da kam's dem Philipp zum ersten Male über die Lippen:

„Ich bin ja auch arm.“

„Das hab ich getrußt.“

„Daß weiß man?“

„Daß weiß man immer,“ sagte fest das kleine Herzchen, „das merkt man einem auf zehn Schritte an. Wenn wir nicht arm wären, was glaubst Du — da stünden wir ganz anders da. Und so wird's später gerade einmal sein. Man steht immer als armer Teufel da, und die Leute schnüffeln es einem an, wie die Hunde, wo sie hinpiffen sollen. Und sie find ja nur Hunde, diese reichen Leute. Ihre fetten Knochen begraben sie vor uns — ihren Unrat legen sie bei uns ab. Weißt Du, was ich einmal will: ich will einmal kämpfen für die Armen — und gegen die Reichen. Gar nicht aus Haß und Rache — nein, weil wir uns das so schuldig find.“

„Wie meinst Du?“

„Wir sind das uns so schuldig, uns Armen, weil wir auch Menschen sind. Das ist alle Religion, daß wir auch Menschen sind — mögen Eure Pfaffen und unsere Rabbiner sagen, was sie wollen. Was hilft uns Gott? Nichts! Wir wollen Menschen sein!“

Ueber den Rhein fuhr der schwarze Rauch des Bootes. Hinter den Taunusbergen ging die Sonne unter und goß ihr Gold über die alte Römerstadt. Der Fluß glänzte in der Ferne.

Der kleine Herz hinkte vor an den Kiel.

„Weil wir beide so arm sind, drum müssen wir beide zusammen halten — und müssen auch uns zusammen halten, daß wir was leisten können. Rechne nur, daß es so viel mehr Arme gibt als Reiche. Rechne, die hielten alle zusammen. Rechne, die besten Köpfe, die darunter sind — und wo sind denn die besten Köpfe? Bei den Reichen nicht! — die führten sie, stärkten sie — und dann käme ein Napoleon der Revolution — was glaubst Du, was dann geschehen würde! Dann käme unser Messias — und ihr verstündet euren Jesus anders — und was über dem Menschen steht, und was man Gott nennt, das würde Mensch. Denn Mensch ist nicht, ob wir gerade sind oder Krüppel, Juden oder Christen, Mensch ist Erfüllung.“

Der Philipp sprach ihm das Wort nach.

Der kleine Herz schaute mit weiten Augen, die stark hervortraten, in den Abend.

Dann krümmte sich plötzlich seine schwächliche Gestalt zusammen, und er lag in Krämpfen. Der Philipp hob ihn auf, und ein Matrose strich ihm rasch Wasser über die Stirne.

Der Anfall ging rasch vorbei. Das Boot landete.

„Kannst Du wieder gehen, Herz?“

„Ja. O, das kommt öfter. Du erzählst keinem Menschen davon. Und sagst niemand, was ich Dir gesagt habe.“

Der Philipp versprach es.

Sie gingen zur Bahn, der kleine Herz hing an seinem Arm.

„Es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt. Daran glaube ich nicht. Aber es gibt etwas, das viel schöner ist: daß wir gut zu einander sind und einander beistehen. Aber nicht, wie Du jetzt natürlich gleich meinst, weil ich den Beistand so nötig hätte. Nein — auch wenn ich ihn nicht nötig hätte — und bis heute bis Du der erste, der mir je beigeistanden — auch mein Vater nicht, meine Mutter nicht, — sie fanden ja keine Zeit dazu — außer so Kleinigkeiten, die sie tun mußten — die aber kein Verdienst sind. Wozu auch Verdienst! Nein, das Gutsein ist so schön. Und es gibt nichts, was ich mehr liebe als das Schönsein. Wenn ich's nur ganz hätte! Wenn ich's nur einmal ganz besitzen dürfte.“

Auf der Bank des Coupés saßen die beiden Freunde schweigend neben einander. Der Philipp hatte seinen rechten Arm dem kleinen Herz über die Schultern gelegt und seinen Kopf dicht an seine Brust gezogen. Da ruhte er.

Und beide besaßen sie jetzt ein wenig von seinem gepriesenen Schönsein und Gutsein. Beide. Der kleine Herz in einem wohligen Besitz — der Philipp in unsicherem Weben und drängendem Fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Glück muß der Mensch haben.

Von Rudolf Franz.

So fing es an: Das Leitpferd schaute vor einem Stück Papier und machte einen Satz zur Seite. Satan und Rastor, die dahinter kamen, wurden unruhig, und als Lüstern und Wasserwage (Wasserwage, die kolossale Trakehner Stute); die der Schluß bildeten, sich nicht stören ließen, machte Satan, der schlimmste von den Hengsten,

einen Satz nach vorn. Durch den Rud fiel der Oberlutscher, der die Schlagriemen hielt, vom Bod, und heidi ging die Jagd los. Was halfen dem Weingroßhändler, der selbst lenkte, seine Athletenmuskeln! Das Fünfergespann ließ sich nicht halten. Und Wasserwage, dieses Faultier, war die ärgste, wenn sie erst einmal in Schwung kam. Schon bei den ersten Galoppspringen trafen ihre Füße das Schuhbrett, das tragend in Trümmer ging. Und nun begann die Raserei über die blanke Eiselfaßsee durch den Herbstsonntagmorgen. An der ersten Biegung waren sich die Tiere nicht einig. Ritisch ging es in den Chauffeegraben, aufs Feld, quer durch und wieder auf die Chauffee zu. Aber diesmal forderte der Graben ein Opfer. Die gnädige Frau fiel herunter wie eine reife Birne. Für ihre 230 Pfund hatte man die „Wasserwage“ eigens anschaffen müssen. Nun saß sie im Graben. Die beiden Bedienten, die hinten am Wagen ihre Plätze hatten, sprangen herunter und bemühten sich um die gnädige Frau. Der Rest wurde von den Rassegäulen weitergerissen. Der Weinhändler stand aufrecht und hielt die Zügel, er wollte die Tiere austoben lassen. Hinter ihm, im Wagen, war nur noch eine Insassin, seine Nichte, die den Riesen von rückwärts umklammerte, sich und ihm zugleich halt gebend. So ging es etwa fünf Minuten, mehr als einmal querfeldeln, aber immer wieder auf die baumlose Chauffee zurück. Postler, Decken, Schirme, Pakete, Handtaschen flogen hier und da aus dem Wagen. Der Weinhändler verlor die Mühe, seine starken Wildlederhandschuhe wurden durchgeschneuert und die Hände gingen an zu bluten. Aber er ließ nicht locker. In der Ferne tauchte ein Automobil auf, das rasch näher kam. Plötzlich hielt es, machte kehrt und jagte davon. Die Insassen hatten die Unmöglichkeit erkannt, dem rasenden Gespann auf der engen Eiselfaßsee auszuweichen.

Von Zeit zu Zeit rief der Lenker seiner Nichte zu, wenn er merkte, daß ihre Hand sich an seinem Gürtel loderte; Nicht loslassen!

Wieder ging's über einen Acker, der schon Winterjaat trug, durch einen Bach, zurück auf die baumlose Chauffee und auf eine Biegung los, hinter der ein Dorf lauerte.

Man kennt diese schrecklich armenigen Eiseldörfer. Die Bewohner sind so arm, daß es in manchen Dörfern gar keine Kühe gibt. Wo man aber eine hat, da fehlt es an guter Weide. Dann gehen die glücklichen Besitzer Sonntags mit dem Tier am Seil spazieren und lassen es am Weg grasen. Dabei streicheln sie das magere Gestell, lieblosen es und reden ihm gut zu.

Die Dorfstraße öffnete sich dem Blick. Die fünf Gänge stürmten geradeaus darauf zu. Nun ging es zwischen den schmutzigen kleinen Häusern hindurch. Kreischend stoben überall Kinder auseinander. An der Kirche teilte sich der Weg nach rechts und links. Geradeaus ging es direkt in die große Kirchentür, die sich nach innen öffnete und nur angelehnt war. Auf den zwei oder drei Stufen davor spielte ein Haufe schmutziger kleiner Kinder. Nicht einmal Sonntags sehen sie appetitlich aus in diesen Nestern.

Der Haufe von schmutzigen Würmern fuhr auseinander, nur das kleinste blieb ruhig auf der untersten Stufe sitzen. Die Tiere stürmten darüber hinweg, den Wagen hinter sich herziehend. Es quietschte etwas, aber schon stampften die schnaufenden Pferde den breiten Mittelgang der Kirche entlang. Vor dem Altar stand der Pfarrer und breitete just segnend die Hände aus. Diese Bewegung der weißen Gestalt in dem Zwielicht der Dorfkirche brachte die verdügten Ausreißer zum Stillstand. Wäwend und zitternd tanzten sie vor dem Pfarrer umher, der gleichfalls zu verblüfft war, um die Furcht zu ergreifen. Die Gemeinde war schreiend auseinandergefahren und hatte die Bänke beim Drängen nach der Seite mitgeschoben. Jetzt wurden Flüche und Drohungen laut. Aber der Weinhändler kümmerte sich nicht darum. Er war wie seine Nichte abgesprungen, ergriff die Peitsche und schlug ganz unsinnig auf die eingeleiteten Pferde los. Er spuckte nach ihnen, trat sie in den Hintern und ließ nicht eher von ihnen ab, bis seine Rut der Erschöpfung wich.

„Verdammte Maulaffen, wollt ihr nicht wenigstens halten!“ rief er den Saßenden zu. Ein paar Burschen faßten die Pferde, und er schlug wieder mit der Peitsche auf die edlen Tiere ein.

Jetzt mischte sich der Pfarrer ein und sagte etwas von Gottesdienst und Gotteslästerung.

„Maul halten oder Sie kriegen auch welche! Was geht mich Ihr Gottesdienst an! Sie können mich . . .!“

Und er sprach es aus, während die Peitsche auf den schwarzen Satan niederlatschte, daß sie in Fegen ging. Noch ein paar Tritte, dann gab der Weinhändler sich zufrieden. Er brüllte den Burschen ein paar Beisungen zu. Der eingeklemmte Wagen wurde von hinten her aus der Kirche gezogen, die abgeschirrten, blutenden Pferde hinausgeführt. Alles sollte in die Dorfwirtschaft gebracht werden.

Vor der Kirche erwartete die Heraustrretenden eine Schar Dorfbewohner, die unter Drohungen und Schimpfworten nach ihnen spuckten. Der Weinhändler zog einen reich versilberten siebenläufigen Revolver aus der Tasche und rief:

„Der erste, der sich untersteht . . .!“

Der Pfarrer wandte sich beschwichtigend an beide Teile. Alles brängte jetzt der Wirtschaft zu. Dort wollten sie die Pferde nicht aufnehmen. Der Weinhändler fing wieder an zu toben. Er werde die ganze Gemeinde auf den Hund bringen, wenn sie nicht parierten! Gleichzeitig gab er dem Wirt ein paar Goldstücke und den Burschen Fünfmarkstücke. Das wirkte Wunder!

Aber nun kam ein Ehepaar, beide noch ziemlich jung, herbei, das selbst unter diesen armen Eifelbauern noch durch seine Armut auffiel. Sie überhäuften die beiden Fremden mit Vorwürfen, weil sie ihr Kind totgefahren hätten. Erst zweieinhalb Jahre sei es alt gewesen. Und nun... Ein Rad war über den kleinen Schädel gegangen, daß das Gehirn herauskam. Und in den Bauch hatte sich ein Huf eingegraben.

Der brutale Mord im Reitanzug, barhaupt, mit blutigen Händen, brüllte die Eltern an: „Maul halten! Es soll Euch schon nicht gereuen. Der Schmitzgen aus Eues läßt sich nicht lumpen!“

Den Pfarrer, der wieder vermitteln wollte, wies er energisch ab und verlangte etwas zu essen. Dann fiel ihm seine Frau ein. Wieder schalt er die Leute. Was sie denn wollten? Vielleicht sei seine Frau auch tot. Den Schaden, den sie erlitten hätten, würde er schon mit Geld aufwiegen.

Jetzt kam Lord, die riesige Dogge, mit hängender Zunge an. Lord konnte sonst stundenlang mit, selbst das Automobil verlor er nicht, wenn es nicht gar zu schnell ging. Aber hier war ihm der Atem ausgegangen.

„Na, die Familie sammelt sich!“ rief sein Herr, etwas besser gelaut. Dann begann er zu essen und zu trinken.

Nach einer halben Stunde kamen im Leiterwagen die gnädige Frau, die Diener und der Kutscher. Sie hatten den Wagen requiriert, unterwegs, den Spuren folgend, in Feldern und Gräben die verlorenen Gegenstände gesammelt und waren so schnell wie möglich hinter den Durchgängern hergeeilt. Der Kutscher hatte einen Arm gebrochen. Die Frau Weinhändler konnte sich nicht sehen. Ihr Mann fragte jeden, wo er sich verletzt habe. Sie antwortete:

„Hier.“
„Na, wenn Du bloß 'nen schwarzen Hintern hast!“
Die Bauern lachten grunzend.

Nach einer Weile kam der Eigentümer des Leiterwagens zu Fuß an. Die Diener hatten ihn gewaltsam abgesetzt, weil er die Pferde nicht schnell genug laufen ließ. Er schimpfte unbändig, bekam fünfzig Mark und war wie umgewandelt. Sie könnten die Pferde noch länger haben wenn sie wollten!

Unterdessen war einer der Diener auf dem Leitpferde ins Nachbardorf geeilt, von wo bald der Arzt in einem biederem Bäckelchen angerollt kam. Er verband Menschen und Tiere.

Gegen Mittag war man so weit, daß die gnädige Frau und der Kutscher in einem Bauerngespann, die anderen zu Pferde sich auf den Heimweg machen konnten. Einer der Diener mußte mit Satan und Kistor bis zum Abend bleiben. Die Tiere waren zu sehr zerkrüppelt. Dem ängstlichen Diener, der die Nacht der Bauern fürchtete, gab Herr Schmitzgen Geld.

„Das ist die beste Waffe gegen das Rad.“

Am Abend, als alles wieder daheim war, bekam Satan noch einmal eine Tracht Prügel.

Andern Tages fuhr der Weinhändler wieder ins Dorf, wo er zuerst den Pfarrer aufsuchte. Er bezahlte den Schaden, der in der Kirche angerichtet war, stiftete Geld zu ihrer weiteren Ausschmückung und sah sich dann die Wohnung der Eltern des Opfers an, um danach seine Entschädigung zu bemessen. Auch verabredete er das nötige für Begräbnis, Leichenrede usw. Er wollte mit seinen Damen selbst herüberkommen. Auch einen Sarg würde er mitbringen. Und für ein Kreuzchen auf das Grab sorgen.

Am Nachmittage schickte Herr Schmitzgen mit seinen Arbeitspferden einen ganzen Hausstand. Die Leute wohnten ja wie Schweine in dem Dorf. Vom Boden seines Hauses ließ er die aufgestapelten Möbel seiner Großeltern herunterholen, lauter polierte Sachen, mit rotem Nips überzogen. Da war ein Sofa, zwei Tische, eine Bank, sechs Stühle, zwei Betten, ein Wäschtkäst, eine ganze Küche und schließlich auch zwei Petroleumlampen. Denn der Weinhändler war ein gründlicher Mann, der keine halbe Arbeit leiden konnte. Die Beleuchtungsverhältnisse bei dem Bauernpaar waren freilich besonders reformbedürftig. Ein Wasserglas wurde zu drei Vierteln mit Wasser gefüllt, darauf kam eine dünne Oelfschicht, und auf der schwamm ein jämmerliches Stearinlicht.

(Schluß folgt.)

Die Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Darmstadt.

Von Dr. Hermann Hieber-Dresden.

In Deutschland scheint sich allmählich etwas wie eine Künstlerrepublik herauszubilden zu wollen. Von Sechserrepubliken hat man ja schon längst gewußt, z. B. von dem Bestreben der Wissenschaft, ihre Unabhängigkeit den kirchlichen und weltlichen Mächten gegenüber zu wahren. Die bildenden Künstler haben nicht weniger Grund, sich zu organisieren. Einmal müssen sie dafür sorgen, daß der Zwischenhandel sich nicht übermäßig zwischen Produzenten und Konsumenten eindränge, und das durch eine unmittelbare Fühlung mit dem Publikum, und zweitens wollen sie selber die Entscheidung über die Besichtigung fremder Ausstellungen haben und sich nicht mehr wie früher von außen her kommandieren lassen.

Eine solche großzügige Organisation war allerdings auch erst dann möglich, als der Kampf der neuen und der alten Richtung in den eigenen Reihen beigelegt war. Und soweit sind wir heute glücklich gelangt. Zwar führt in Berlin und Dresden noch immer eine vertrocknete, reaktionäre Hofkunst ein klägliches Treibhausdasein, aber auch nicht mehr als das. Die besten Elemente in unserer Künstlerschaft haben sich zu einem deutschen Künstlerbund, in Weimar begründet, zusammengetan, dessen engerem Vorstand Graf Kaldreuth, Max Klinger, Max Liebermann, Fritz v. Uhde, Max Slevogt, Franz v. Strud und Louis Tuaillon angehören. Da werden keine „Richtungen“ gezüchtet und kein Autoritätenkultus getrieben. Längst anerkannte Meister, wie L. Corinth, L. v. Hofmann, Graf Kaldreuth, Slevogt, Trübner, Orlik, haben keinen Vorzug vor jüngeren, weniger bekannten Talenten, wie Amandus Faure, Richard Dreher, Karl Caspar; gerade durch die Förderung der Jüngeren, noch Ringenden, erwirbt sich der Bund ein soziales Verdienst.

Für die diesjährige Ausstellung wäre schwerlich eine vorteilhaftere Unterkunft zu finden gewesen als das prächtige Gebäude von Olbrich auf der Mathildenhöhe in Darmstadt. Nicht in riesenhallen, sondern in mäßig großen, niedrigen Räumen, die auch bei losem Hängen der Bilder keine leeren Wände zeigen, sind dreihundert Gemälde, Zeichnungen und Radierungen und etwas über hundert Bildwerke untergebracht. Bilder und Statuen wechseln miteinander ab und sind nicht, wie früher wohl, getrennt. Aus hohen Fenstern blickt man, ist das Auge ermüdet von den Leinwänden, von Marmor, Gips und Bronze, auf die sanft gewellten, frischgrünen Buchenwälder herab, die die heftige Hauptstadt rings einschließen; nach der anderen Seite öffnet sich ein freundlicher Wirtschaftsgarten mit Terrasse. Es ist ein rechter Feiertagsaufenthalt da oben.

Man kann nicht sagen, daß die Impressionisten französischer Richtung tonangebend wären wie in der Berliner Sezession. Sie ist noch nicht einmal vorteilhaft vertreten. Liebermanns Selbstbildnis ist zwar ein ganz vortreffliches Stück, ebenso wie Slevogts „Piqueur“, am glänzendsten vielleicht ist das Offiziersporträt von Dreher-Charlottenburg; Wolfgang Merkel's Anatomie dagegen ist nicht mehr als eine geistlose Uebersetzung des Rembrandtschen Wertes ins Modern-Pariserische, ebenso lassen Eugen Spiró und Alfred Sohn-Rethel jede psychologische Beschäftigung mit dem Modell vermissen.

Bekanntlich hassen die Impressionisten nichts so sehr wie die „Anekdote“, Schriftsteller wie Meier-Graefe haben das längst ausgesprochen. Nun versuchen die Künstler der Sezession, die Historienmalerei auf ihrem eigenen Feld zu schlagen. Viel bemerkt wurde vor einigen Jahren Max Liebermanns „Ueberwältigung des schlafenden Simson“, in ähnlichem Sinne hat Lovis Corinth die „Kreuzschleppung“ behandelt und eine „Totenklage“. Aber die Theorie, daß auch Geschehnisse in der Malerei lediglich vom artistischen Standpunkt aus zu werten seien, leidet hier gänzlich Schiffbruch. Für einen Christus, der unter dem Kreuz zusammenbricht, genügt eben eine flott heruntergestrichene Lichtstudie nicht, so wenig wie ein paar fraßenhafte Karikaturen für die jammern den Angehörigen des Dulders und die vorwärtstreibenden Kriegsknechte. Von irgendeiner durchgehenden Bewegung, von dem Versuch auch nur, eine Handlung wiederzugeben, keine Spur. Auch läßt sich mit ein paar schmuckig erdbarbenen Tönen allein nicht der Schmerz einer Totenklage erschöpfen.

Es ist ein Trost, zu sehen, wie starke, ernsthafte Talente, namentlich unter den Jüngeren, über diesen toten Punkt hinausstreben. Ludwig v. Hofmann setzt mit seiner fein rhytmisch empfundenen Bewegungsdarstellung ein, und Adolf Hölzel, Stuttgart und Karl Caspar, München suchen den Weg vom Momentan-Zufälligen nach dem Monumental-Notwendigen. In Hölzels „Anbetung“ und Caspars „Pietà“ spricht sich echt religiöses Empfinden aus im Gegensatz zu bloßer Atelieroutine. Ihnen nahe steht im Ernst der Auffassung und im Betonen des Gefühlsmäßigen der Niederdeutsche Fritz Mackensen, einer unserer besten Heimatkünstler, der sich spröde Vorwürfe sucht wie eine noch nicht genesene Bauernfrau im Bett mit ihrem neugeborenen Kind oder einen alten Bauern, der durstgequält und abgearbeitet einen tiefen Zug aus dem Krüge tut. Eine Szene von packender Anschaulichkeit ist auch Amandus Faures aus Stuttgart „Narrenhaus“ und seine „Publikpieler“.

Wirklich gute Bildnisse sind verhältnismäßig selten, eines der wirksamsten und am besten durchgearbeiteten ist das weibliche Lebensgröße vom Grafen Kaldreuth. Karl Bauers heftige Bauern wären ebenfalls zu nennen mit den bereits erwähnten der Liebermann, Slevogt und Dreher, Unger und Sterl dagegen, beide Dresdener, sind nichts mehr als Blender.

Am meisten gepflegt wird immer noch die Landschaftsmalerei. Wir brauchen uns auf diesem Gebiete vor den Franzosen nicht zu schämen. Carlos Grethe in Stuttgart, „Krebbfischer“ und „Männer im Boote“, das „Schloß Gernsbach“ von Wilhelm Trübner, ein „Kornfeld“ von Hans v. Volkman sind meisterhafte Bilder bekannter Künstler, und jüngere Genossen schließen sich ihnen würdig an. Da ist der Dresdener Richard Dreher mit vier südlichen, leuchtenden Seestücken und J. B. Eisfarz-Stuttgart mit einer „Landungsbrücke im Nebel“ von visionärer Stimmungskraft; Fr. Boellmih-Pasel und Th. Hagen-Weimar ähneln einander in der ungemein frischen und fastigen

Farbengebung. Von Walter Gonnz-Karlsruhe darf sich ein Blumenstück auf schwarzem Grunde ruhig neben Deliks Stillleben sehen lassen.

Von der Graphik ist nicht viel Rühmliches zu sagen. Die neuesten Blätter von Max Klinger aus dem Zyklus „Bom Tode“ zeigen den Meister nicht mehr auf der Höhe seiner früheren Radierungen. Der „Philosoph“ und die „Schnur“ haben noch am meisten von der alten grandiosen Symbolik, aber der „Strieg“ (Napoleon auf dem Rückzug) und gar der „Herrscher“ sind willkürlich und gesucht. Die Schöpferkraft, der in Deutschland keine zweite sich vergleichen dürfte, scheint zu zerbröckeln. Das Wandbild in der Leipziger Universität gab schon zu solchen Befürchtungen Anlaß.

Die deutsche Plastik sucht neue Wege. Hermann Hahn hält sich mit seinen Reliefs vom Wiesbadener Kurhaus an Vorbildern aus der Jugendzeit der griechischen Kunst, aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert etwa, Ulfert Janssen-München hat sich umgekehrt an die Nachbildung spätromischer Hermen gewagt, allerdings ohne den defakten Stil neu beleben zu können. Dagegen war es eine fruchtbare Idee, das altbabylonische Flachrelief neu zu bilden, wie es Arnold Waldschmidt-Berlin in seinem Grabdenkmal getan hat. Karl Albiker-Etlingen hat Einflüsse von Maillol in Paris selbständig verarbeitet, Erich Stephani-Dresden mit seiner aufschwebenden Frauengestalt „Seele am Tage der Schöpfung“ wohl das Stärkste und Eigenartigste von allen Bildhauern gegeben, vielleicht sogar das Größte, was diese Ausstellung überhaupt zu zeigen hat.

Die Darmstädter Ausstellung macht dem Deutschen Künstlerbund wie der gesamten deutschen Kunst Ehre.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

C. Lloyd Morgan, Instinkt und Gewohnheit. Aus dem Englischen überf. von M. Semon. (W. G. Teubner, Berlin und Leipzig. Preis geb. 6 M.) Der Verfasser hat sich mit dem Buche die Aufgabe gestellt, „einen Beitrag zu liefern zur Feststellung der engen Beziehungen zwischen physiologischer und psychologischer Entwicklung“; Beziehungen, deren Kenntnis eine Hauptaufgabe der Naturwissenschaft im weiteren Sinne bildet. Die Erscheinungen des Instinkts sind nun nach Meinung des Verfassers die biologischen Grundlagen der Entwicklung, und als Instinkthandlung bezeichnet er das allgemeine Benehmen eines Tieres, das, obwohl mit dem Organismus auf das engste verknüpft, sich dennoch nicht ohne weiteres aus der anatomischen Untersuchung des Körperbaues ableiten läßt. Die instinktiven Handlungen erlangen ausgedehntermaßen der Individualität. Sie sind für die Tiere charakteristisch in ihrer Eigenschaft als Gattungsvertreter. Bei seinen Untersuchungen, die der Verfasser aus methodologischen Gründen hauptsächlich an jungen Vögeln, daneben aber auch an einigen jungen Säugetieren angestellt hat, ist es ihm nun besonders darum zu tun, den Umfang der „angeborenen Instinkte“ rein zu ermitteln, eine genaue Trennung der „ererbten“ von den „erworbenen“ Verhaltensweisen der Tiere herbeizuführen, und dazu sind nun Beobachtungen an jungen Vögeln besonders geeignet; denn man kann die Vögel bereits im Ei isolieren oder auch fremden Pflegeeltern, wie z. B. junge Enten einer Henne, zur Fütterung übergeben. Dadurch ist es möglich, jeden Einfluß der eigenen Artgenossen auszuschließen und so die angeborenen Instinkte besonders gut zu erkennen. Er stellt dabei nun fest, daß den Vögeln z. B. der Entfernungsbegriff angeboren ist, daß er nicht von ihnen erst erlernt wird. Handlungen, die von den Tieren erst erlernt und durch stetige Wiederholung eingeübt werden müssen, bezeichnet Morgan als „Gewohnheiten“. Dienen die Instinkte den Bedürfnissen der Gattung, so die Gewohnheiten denen des Individuums. Diesen Gewohnheitshandlungen spricht der Autor ohne weiteres auch Bewußtsein zu, worunter er das versteht, „was ein Tier dazu veranlaßt, seine Handlungen mit dem Licht vorangegangener Erlebnisse zu beleuchten und entsprechend einzurichten“. Das im Gefolge der Instinktätigkeit auftretende Bewußtsein liefert dem Organismus dasjenige, was man als Grundgewebe der Erfahrung bezeichnen könnte. Die Aufgabe der Erfahrung besteht aber darin, die erblich gegebenen Grundlagen des Verhaltens zu ändern, zu erweitern und für das Individuum immer zweckmäßiger zu gestalten. Dies geschieht aber durch Ausbildung von Gewohnheiten. M. S. Waage.

Astronomisches.

Die Kerne des Halleyschen Kometen. Nachdem der Halleysche Komet der Neugierde, Hoffnung und Besorgnis des großen Publikums eine vollkommene Enttäuschung bereitet hat, hat er seinen schwer geschädigten Aufwärtens bei der Wissenschaft scheinbar wieder herstellen wollen. Es ist nämlich eine Eigenschaft an ihm beobachtet worden, die eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. In dem Kopf des Kometen sind eigenartige Verdichtungen bemerkt worden, und zwar der Reihe nach von mehreren hervorragenden Astronomen und über den Zeitraum von mehreren Wochen, so daß an der Tatsächlichkeit dieser Erscheinung kein

Zweifel möglich ist. Während die Sternwarten in Mitteleuropa in der Beobachtung des Kometen zu ungünstig gestellt waren, haben namentlich die Sternwarte von Barcelona in Spanien und die von Johannesburg im fernen Südafrika treffliche Arbeiten liefern können. Dr. Jnnes in Johannesburg hat seine Untersuchungen elf Tage nacheinander fortsetzen können, Professor Sola in Barcelona daran anschließend bis in den Juni hinein. Es war möglich, mehrere Kerne im Kopf des Kometen zu unterscheiden und ihren Abstand voneinander zu messen. Außerdem aber wurde festgestellt, daß der zweite Kern nicht immer sichtbar war, sondern zuweilen verschwand und seine Stellung zum Hauptkern von einem Tag zum andern veränderte. Daraus hat Dr. Jnnes den Schluß gezogen, daß sich der zweite Kern um den ersten Kern herum bewegt, wodurch wohl auch das zeitweilige Verschwinden zu erklären war, indem dann die beiden Kerne für das Auge des irdischen Beobachters übereinander zu liegen kamen. Sola fand dann später nicht weniger als vier Kerne und ermittelte, daß sich der glänzendste unter den Nebenkernen von dem Hauptkern mit einer Geschwindigkeit von mehr als einem halben Kilometer in der Sekunde fortbewegte. Ohne Zweifel befindet sich also der Komet in einer weiteren starken Zersetzung.

Gaußwirtschaft.

Wie soll man seine Wanduhr behandeln? Die Wanduhr in ihren verschiedenen Formen hat vor der Taschenuhr durch die größeren Abmessungen ihrer Teile den Vorteil der größeren Uebersichtlichkeit und der geringeren Empfindlichkeit des Mechanismus voraus. Aber aus diesem Vorteil stammt auch die Unbehaglichkeit, mit der viele Leute sich auf das Näherwert ihrer Wanduhr stützen, die ihren Dienst versagt. Da denkt mancher, sich leicht selbst helfen zu können. Wer sein Fahrrad oder seine Nähmaschine sauber imstand zu halten gelernt hat, dem wird die Uhr, wenn es eine billige Uhr ist, immer noch am ehesten gelingen, der andere wird um so mehr Pech dabei haben. Manche stehen auf dem Standpunkt jener hiederen Bauersfrau, die dem Uhrmacher das Pendel ihrer Wanduhr brachte, mit der Bitte, es doch reparieren zu wollen. Die Uhr selbst sei ganz gut, nur der verdammte Perpendikel wolle nicht gehen! Viel größer ist die Zahl jener Uhrendoktoren, die das Schmierieren für die Hauptfache halten. Sie nehmen einen Gänsefett, den sie in die erste bestschmierbare Substanz tauchen, und bearbeiten damit alle nur erreichbaren Teile des Mechanismus, bis das Baumöl, Petroleum oder was es sonst ist, womöglich tropfenweise wieder abläuft. Aber nicht die Menge des Schmiermaterials tut es, sondern seine Güte und Haltbarkeit, die Anwendung an den richtigen Orten und nur an diesen, und die regelmäßige Erneuerung der Delung und Reinigung des ganzen Mechanismus. Das ist nun der Punkt, der die meisten Ungläubigen findet. „Meine Uhr ist schon seit zehn Jahren nicht mehr gereinigt worden und sie geht noch immer auf die Minute!“ ist eine bekannte Wendung vieler Uhrenbesitzer. Wenn die Uhr aber dann schließlich doch zum Uhrmacher muß, dann zeigt es sich, daß die Abnutzung in den langen Jahren so weit vorgeschritten ist, daß die Reparatur sich oft nicht mehr lohnt. Jedermann sieht ohne weiteres ein, daß eine Lokomotive, ein Automobil, ein Fahrrad, selbst eine Nähmaschine, regelmäßig gereinigt und frisch geölt werden muß, nur bei der Uhr wird es in der Regel nicht eingesehen.

Eine Wanduhr darf an keiner feuchten Wand stehen und im Winter suche man sie vom Ofen fernzuhalten, denn sowohl feuchte Luft, wie allzu große, austrocknende Wärme schaden ihr. Das Aufziehen besorgt man regelmäßig, aber ohne Hast. Auf diese Weise wird man, wenn es eine Uhr mit Federzug ist, dem Druck der Feder am längsten vorbeugen. Das Brechen der Feder ist im übrigen leider ein unvermeidliches Uebel, ganz ebenso wie etwa das Platzen eines Pneumatiks usw. Bleibt eine Wanduhr stehen, so überzeuge man sich zunächst, ob sie überhaupt aufgezoogen ist. Ist das der Fall, so stoße man das Pendel vorsichtig seitlich an. Hört man dabei ein sehr ungleichartiges Tiktack, so ist das Gehäuse verschoben worden (vielleicht beim Reinmachen) und man richtet es vorsichtig so, daß der Pendelschlag auf beiden Seiten wieder gleichmäßig wird, worauf die Uhr ihren Gang wieder aufnimmt. Hört man aber beim Anstoßen des Pendels überhaupt kein Tiktack, so liegt die Ursache des Stillstandes im Näderwerk; man unterläßt dann am besten weitere Versuche. Geht die Uhr nach, so wird das Pendel verkürzt, indem man die Pendelscheibe mit der linken Hand vorsichtig festhält und mit der Rechten die Schraube an der unteren Spitze des Pendels etwas nach rechts schraubt, so daß die Pendelscheibe sich ein wenig nach oben bewegt. Beim Vorgehen der Uhr wird das umgekehrte Verfahren angewandt. Die Zeiger drehe man nur nach rechts, wenn man die Uhr stellt. Das sind ziemlich alle Fälle, in denen der Laie sich helfen kann, ohne den Fachmann in Anspruch zu nehmen. In manchen anderen Fällen gibt ihm der Uhrmacher gern weitere Anleitung. Zeigt sich aber ein wirkliches Versagen, ein auffälliges Langsamerwerden des Ganges oder des Schlagens und dergleichen, so ist die sachgemäße Abhilfe durch den Uhrmacher nicht zu vermeiden. Ist einem der Zeiteimer etwas wert, so läßt man es so weit nicht kommen, sondern bringt ihn alle paar Jahre in Behandlung und Auffrischung, ehe er Lähmungserscheinungen zeigt. Eine gute Uhr ist diesen Freundschaftsdienst immer wert.